

(Nachdruck verboten.)

4) Mutters Hände.

Zwei Bilder von Björnstjerne Björnson.

Da hielt er inne, ganz bleich, atmete so schwer, daß wir alle es hörten. Endlich trank er mehr Wasser. Es dauerte eine Weile, bevor er wieder reden konnte. Alle sahen ihn an, einige flüsternten zusammen.

Bis jetzt hatte er gesprochen, wie eine schwere Maschine die ersten unregelmäßigen Schläge mit Unterbrechungen macht. Aber jetzt erhob er sich, und als er wieder sprach, war er nüchtern. Ich sage Dir, er war ganz nüchtern.

Der Mann, der jetzt da stand . . . ja, laß mich es stückweise nehmen. Du wirst es sonst nicht verstehen.

Sein Vortrag — weißt Du, womit er zu vergleichen war? Mit einer Fuge von Bach. Etwas Brausendes, aber reich; etwas ununterbrochenes Reiches, und oft so milde. Aber der große Unterschied war der, daß, wenn er drinnen war, suchte er oft nach Worten, wechselte die Worte und wechselte sie wieder. Ununterbrochen und brausend trotzdem, das war das Seltsame. Ein unauffhaltamer, ein hinreißender Eifer und eine Hast. Man fragte sich verwundert, ob noch mehr vorhanden sei; und es kam immer noch mehr, und beinahe alles bemerkenswert.

Ich hatte Leute so oft als von einer Naturmacht besessen charakterisieren hören, aber ich hatte es nie gesehen. Am allerwenigsten bei Hofe; dort gibt es kaum eine Individualität. Hier sah ich endlich vor einer solchen! Der da mußte reden — wahrscheinlich so, wie er vor einem gutbesetzten Tische trinken mußte. Ich wußte, daß er selbst seine beiden Güter verwaltete und selbst mitarbeitete, wenn er Zeit dazu hatte; und mir war, als wenn ich diesen Riesen sähe, wie er sich in der Arbeit erfrischt; aber ich sah deutlich, daß der Kopf das Arbeiten trotzdem nicht aufgeben wollte, so daß Kopf und Hände wetteiferten, wer von ihnen den anderen müde machen könnte.

Von der Arbeit redete er. Fing damit an, daß die Königin jetzt hier sei.

„Wer ist sie?“ fragte er. Er antwortete dann mit ein paar guten, warm empfundenen Worten über sie. Aber dann fragte er wieder: „Wer ist sie?“ Er antwortete wieder mit einer Frage: „Verdient sie selbst ihr Brot?“

Dies, meinte er, sei die erste Lebensanforderung an alle erwachsenen Menschen, die dazu imstande seien. Das sei das erste Maß, mit dem wir uns gegenseitig messen sollten.

Verdient sie selbst ihr Brot? Verdienen die das ihre, die in ihrem Gefolge sind?

Nein, antwortete er, sie verdienen es nicht selbst, sie leben von dem, was andere verdient haben und von dem, was andere verdienen.

Was treiben sie denn? Tun sie Geistesarbeit? Nein, sie leben von der Geistesarbeit, die andere getan haben und von der, die andere tun. Wie bringen sie denn den Tag hin?

Im Genuß, im geistigen wie im körperlichen — beständig von dem, was andere getan haben und was andere tun. In Verschwendung, in Raffinement, in Mühseligkeit, in Gesellschaft, in Guldigung, auf Reisen, im Ansehen leben sie. Er änderte hier fortwährend die Worte, und änderte wieder, aber es kam heraus.

Ihre höchste Anstrengung, meinte er, sei neue Gesellschaft und immer neue Guldigungen zu empfangen. Ihre höchste Gefahr, meinte er, sei eine Entfaltung oder überlastete Verdauung.

Und um sicher zu sein, daß die Frucht der Arbeit anderer ihnen nie genommen werden könne, — was taten sie da?

Sie widersetzten sich allem, das mit einer anderen Ordnung draht: sie widersetzten sich auch jeder notwendigen Umgestaltung. Sie widersetzten sich der Befreiung jener, die nichts erreicht haben. Sie handeln, als sei die Gesellschaftsordnung von aller Ewigkeit an für sie gemacht. Bis hierher und nicht weiter.

Du begreifst, ich habe alle diese Gedanken aus meinem Zusammenleben mit ihm; ich könnte auf meine Weise alle seine Reden halten und jedenfalls fließender. Aber ich glaube, daß sein Aendern der Worte und sein fortwährendes Stottern

dabei bewirkte, daß das schließlich Gewählte bedeutungsvoller wurde. Ich meinerseits habe es aufgeschrieben; alles in unserem kurzen Zusammenleben habe ich aufgeschrieben.

„Alles?“

„Ich sage Dir, alles, was Inhalt hatte. Alles, alles. Er schrieb ja nicht eine Zeile; er habe keine Zeit, sagte er. Er verachtete es. Als der Tod ihn dann mir und uns allen nahm, was hatte ich da Besseres zu tun? — Nein, sag nichts, jetzt mußt Du mich erzählen lassen! — Er erörterte denselben Gedanken von der religiösen Seite. Es war seine Art, einen Gedanken von allen Seiten zu nehmen. Er sagte, heute sei er bei einer alten Frau gewesen, die klagte, sie könne nicht in die Kirche gehen, sie habe keine Schuhe. Es sei ein endloser Spektakel gewesen, Schuhe für sie zu besorgen, denn die beiden Töchter, die fertige Schuhe hatten, wollten am Sonntag nicht verkaufen. Aber sie bekam Schuhe. Er habe sie später zur Kirche gehen sehen — genau gleichzeitig mit der Königin und ihrem Gefolge.

Da habe er gedacht, es sitzen sehr viele in der Kirche mit sehr schlechten Schuhen und viele sind zu Hause, die sich nicht hin wagen; sie haben zu elende Schuhe und sind auch im übrigen zu elend gekleidet. Wer sind denn die, welche besonders so schlechte Kleider und Schuhe haben? Die, welche am meisten gearbeitet haben, gearbeitet, bis sie unheilbar krank geworden sind.

Aber die, die nicht gearbeitet haben, die haben zehn Paar Schuhe, sie könnten tausend Paar haben. Und Kleider ebenfalls im größten Ueberfluß. Er sei nicht in der Kirche gewesen, sagte er, aber er wisse, daß gepredigt worden wäre, als sei es die natürlichste Sache von der Welt, daß die, welche Schuhe hätten, jenen geben sollten, die keine hätten. Es wurde gepredigt, als ob Jesus sie gerade dies gelehrt habe. Jesus sei gekommen, um sie alle glücklich zu machen, und dies sei ja die beste Art. „Er ging einher und tat das Gute,“ steht geschrieben.

Aber aus der Kirche gingen sie alle heim, wie sie in die Kirche gekommen waren; sie tauschten die Schuhe nicht. Der eine ging zurück zu seinem Ueberfluß und seiner Ruhe, der andere zu seiner Armut und seinen Entbehrungen. Die welche nicht gehen konnten, weil die Armut zu groß war, die sitzen noch, wo sie vor dem Gottesdienst gefessen sind.

So ist unser Christentum nämlich, sagte er. Und er hatte ein Recht, darüber zu reden, kann ich Dir sagen, denn er gab von seinem „Ueberfluß“.

„Aber Ihr lebtet doch ein gewisses Wohlleben?“

„Na, er meinte, das sei das Recht aller Menschen. Wer sich berufen fühle, auch das Wohlleben zu opfern, möge es tun; aber für die meisten gebildeten Menschen sei das Wohlleben die Bedingung für Arbeit und Hilfe, die Grundlage für Freude. Es läge auch der Zug zum Schönen darin, und das ist ein seltener Sporn.

Nein, was er verlangte, war, daß jeder, der es könne, sich selbst ernähren solle — hörst Du, meine Tochter! — und daß jeder, der Ueberfluß habe, ihn in Arbeit umsetzen solle, die fruchtbar für andere. Er nannte die Kirche feige und schamlos, die dies nicht verlange, ohne Ansehen der Person.“

„Also wie Tolstoi?“

„Nein, sie waren sehr verschieden. Tolstoi ist vom slawischen Volk geboren. Zwan der Graufame und Tolstoi, alle beide; denn sie sind die Gegenstücke darin, die einander bedingen. Der eine tat alles mit Gewalt, der andere will nicht einmal Widerstand leisten. Der eine mußte jeden Willen unterjochen, um Maß zu bekommen; der andere will ihm denselben gutwillig geben, sicher, daß dann die Begierde stirbt. Der slawische Tyrannendrang, die leidenschaftliche Grenzenlosigkeit nach beiden Seiten. Geboren von demselben Volk und von denselben Verhältnissen.

Alle Freiheit, die wir in Westeuropa besitzen, haben wir dadurch errungen, daß wir Grenzen innehalten, nicht für uns selbst allein, sondern für andere. Also indem wir Widerstand leisten. Das Schwache ist grenzenlos; das Starke setzt Grenzen und hält sie.“

„Aber die Bibel lehrt doch auch —“

„Allerdings; aber sie ist ja auch von den Morgenländern. Die Abendländer handeln gegen die Bibel,“

Was ich Dir hier sage, ist von Deinem Vater."

"Kamte er Lollstoi?"

"Nein; aber er kaante das, was älter ist als die Bibel und als Lollstoi."

"Er war also ein großer Redner?"

"So wage ich ihn nicht zu nennen; er gehörte nicht unter die Verkünder, sondern unter die Seher. Ja, störe mich nun nicht! — Er meinte, daß nach hundert Jahren die große Menge jene, die im Mühsigang und im Ueberfluß leben, gerade so ansehen wird, wie wir jetzt die Betrüger und die Niederlichen betrachten."

"O Mutter, — wie war Dir zumute?"

"Tag und Nacht koste und zitterte es gleichsam von seiner Stimme in mir. Ich sah wie mitten in einer Gewitterwolke. Nicht, als ob er schrie und lärmte. Nein, seine seine Persönlichkeit war es und etwas in der Stimme. Sie war verschlossen und tief, ja, sie kam wie aus einer Vertiefung. Es kam stoßweise, aber es kam ununterbrochen. Ich glaube, er sprach über zwei Stunden. Den, auf welchen er zufällig blickte, sah er an, und wenn er zum Fenster hinaus sah, so blieb er dabei. Unbeholfen, verstehst Du. Die Augen füllten sich von innen heraus mit Brand, er stand vornübergebeugt, wie ein Baum am Abhang. Ich dachte, ehrlich gesagt, an den Wald. Später, als ich ihm näher trat, duftete es auch nach Wald von ihm. Und dann war seine Haut so rein. So die Partie am Hals. die nicht von der Sonne verbrannt war, weil er vornübergebeugt ging — wenn er den Kopf hob — Du kannst Dir nicht denken, wie fein und zart sie war."

"Ja, wie kam ich doch darauf? Aber das ist gleichgültig, jetzt bin ich da, und will dort bleiben, bei Deinem Vater! Gott, Magne, wie ich ihn geliebt habe, und wie ich ihn ewig liebe!"

Sie brach in Tränen aus, und dann lagen sie Brust an Brust. Von den gedämpften Farben in Wald und Feld in der unsichern Luft und dem harten Stromesbrausen wurden sie abgeschnitten. Die Umgebung stand freilich zu ihrer Stimmung. Um so viel treuer hielten sie sich umschlungen und gaben einander alle ihre Stärke.

"Magne, es kommt ungeordnet, alles, was ich Dir hier zu sagen habe. Ich weiß nur, wo ich hinaus will."

"Ja, es war die Natur hier umher, großartig mit heimlichen Verstecken drin; mir ahnte dergleichen. Alles war neu für mich, auch die Natur; ich war gereift, aber nicht in Norwegen."

(Fortsetzung folgt.)

Macht auf!

Von G. Arbouin.

Autor. Uebersetzung von H. Hesse.

An einem unwirklichen Abend im Winter saß der Abbé Grandgeard vor dem prasselnden Holzfeuer und war ganz in eine Predigt-sammlung vertieft, als er trotz des strömenden Regens das Gemurmel einer Menschenmenge vernahm und sich erstaunt fragte:

"Was kann das nur sein?"

Noch niemals hatte er auf seiner stillen Landpfarre bei Nacht etwas Aehnliches gehört. Da . . . heisere, unverständliche, entsefliche Schreie durchdrangen den Sturm. Dann war es plötzlich, als stürme eine revolutionäre Armee um die Ecke des Gäßchens, und schreckensbleich ließ der Abbé das Predigtbuch sinken und murmelte:

"Die Streikenden kommen!"

Die Menge war jetzt vor dem Pfarrhause angelangt und man vernahm keine Schritte mehr, sondern man hörte immer deutlichere Flüche, obgleich sie sofort wieder im Sturme verhallten . . .

Und plötzlich ertönte eine Stimme alle anderen:

"Macht auf!"

Welch eine herrliche Stimme! Kraftvoll, ernst und doch so weich! Mit einem einzigen Worte rührte sie das Herz, und der Abbé war aufgestanden, ohne recht zu wissen, warum. Er hob den einen Fuß und schritt über das Predigtbuch hinweg, und nun stand er hinter der Tür, erschrocken und bereit, zu öffnen.

"Macht auf!" wiederholte die Stimme.

Er drehte den Schlüssel im Schloß um, und sofort peitschte ihm der eisige Regen ins Gesicht. Doch als er so der Menge gegenüberstand, die vor ihm in der Finsternis wimmelte und sicher im nächsten Moment bei ihm eindringen und selbst den anheimelnden Salon nicht verschonen würde, in dem die Holzschelte prasselte — als er sich so der Menge gegenüber sah, ließ ihn ein plötzlicher Widerwille auffahren:

"Wer seid Ihr?"

"Elende!"

"Wettler!"

"Gunde!"

Tausend Rufe erschollen, doch niemand tat einen Schritt vorwärts, und der Abbé, der sich in dem Regenschauer bildete, wendete den bestürzten Blick auf diese verschwommenen Gestalten, die sich in dem Dunkel bewegten, und hier und da unterfiel er ein fahles Gesicht und emporgestreckte Arme, und in der ersten Reihe dicht vor ihm ein Weib, an deren nackten Brust ein kleines Kind bitterlich schluchzte.

"Was wollt Ihr?" fragte er. Die Kehle war ihm trocken vor Angst.

"Ein Obdach."

"Mein Haus ist nicht groß genug."

Ein Augenblick tiefer Stille folgte, und weiter zurück, da, wo der Menschenhaue am dichtesten war, erhob sich die herrliche Stimme:

"Gib den Schlüssel her!"

"Den Schlüssel der Kirche? Kein Gedanke! Nachts wird die Kirche nicht geöffnet."

"Gott kennt keine Zeit, denn er schuf beides, Licht und Finsternis."

"Aber was sind denn das für Menschen?"

"Streikende, von Gendarmen verfolgt."

"Den Schlüssel der Kirche gebe ich nicht heraus. Ich darf es nicht."

"Willst Du diese Leute denn im Regen stehen lassen? Zwei sind schon unterwegs gestorben, und die Kleinen liegen wie tot in den Armen ihrer Mütter. Wo hast Du denn gesehen, daß der Herr des Nachts nicht empfängt, als sei die Hölle an eine wohlstandige Verleumdung gebunden? Geh und nimm den Schlüssel von seinem Haken, und diesen Elenden, von der Wohnstätte der Menschen Verjagten, schließe Du dann selbst das Gotteshaus auf."

"Ich kann es nicht."

"Nur weil es einmal nicht Sitte ist!"

"Du selbst . . . wer bist Du denn eigentlich?"

Ein Schrei des Entsetzens antwortete ihm — er stieg unten aus dem Dorf herauf, hallte über die Köpfe dahin, und wie der Regen prallte er an die Wand des Pfarrhauses:

"Die Polizei kommt!"

Es folgt ein ungehobenes Drängen den Berg hinauf, ein heftiges Klappern von Holzschuhen, und die Schwächsten sanken um. Ihre Schmerzensschreie pflanzten sich von einer Gasse zur andern fort . . . wie das Jammern der verlassenen Verwundeten auf dem Schlachtfeld. Und vom Regen durchnäßt, frierend und mit schmerzenden Schläfen hörte der Abbé stupide zu wie ein Betrunkener, als er drei Reiter jäh in dem Dunkel auftauchen sah . . . es waren die Gendarmen.

"Keine Ausweichungen, Herr Abbé?" fragte der Wachtmeister.

"Keine!" antwortete der Abbé, doch ohne Freude.

"Sie sind nicht bei Ihnen eingedrungen?"

"Nein."

"Dann geht alles gut."

"Meinen Sie . . .?"

"Gewiß, wir haben ja den Räubersführer."

Und indem sie die Pferde zur Seite zügelten, ließen ihn die Gendarmen in der Finsternis einen Mann sehen, bekleidet mit einem langen, dunklen Mantel.

"Hier ist er."

"Das ist wirklich der Führer?"

"Ohne jeden Zweifel."

"Wissen Sie seinen Namen?"

"Noch nicht."

Und sich zu dem Mann wendend, fragte der Wachtmeister:

"Wie heißt Du?"

Der Bettler antwortete nicht, doch langsam begann ein mildes Licht aus seinen Schläfen zu strahlen. Es umleuchtete seine hohe Stirn, auf der das regenschwere Haar tropfte. Die Augenbrauen und die Nase hoben sich in dem Dunkel von dem Antlitz ab. Man gewahrte die hohlen, bleichen Wangen, und endlich auch den Bart. Und als der klare Blick seiner Augen den Abbé traf, schrie dieser mit ausgebreiteten Armen auf:

"O, was haben wir getan! Du bist ja Jesus, mein Heiland!"

Und er wich zurück, immer weiter zurück . . . er stieß sich den Kopf so heftig an der Wand, daß er im Bett erwachte, schweißgebadet, mit klappernden Zähnen. . .

Draußen in der nächtlichen Stille peitschte der Regen die Fenster. . .

Fredmans Episteln.

"Fredmans Episteln" ist das klassischste Werk der schwedischen Literatur. In seiner Heimat wahrhaft volkstümlich, das noch heute, und lebendiger als weithin bekanntere Dichtungen, als etwa die akademischer gewollte "Frithjofs saga" von Tegnérd oder der nationaler gewollte "Fäburch Stahl" von Runeberg. Karl Michael Bellman, der Dichter des Fredmann, lebte von 1740 bis 1795 und zwar — mit Ausnahme eines kurzen, nicht ganz unfreiwilligen Aufenthalts jenseits der nordwestlichen Grenze — alle diese Jahre in seiner Vaterstadt Stockholm oder in deren nächster Umgebung. Die Familie stammte väterlicherseits aus Deutschland. Des Dichters Urgroß-

vater, ein aus dem Bremischen eingewanderter Schneidermeister, nahm in Stockholm eine heftige Schneiderstochter zur Frau. Deren Sohn, der Großvater, wurde Professor an der Universität Upsala und machte sich als Dichter einen Namen. Karl Michaels Vater endlich war Sekretär an der königlichen Schatzkanzlei und wurde mit der Tochter des Oberpfarrers Hermonius verheiratet, als Oberlandrichter entlassen. Der Dichter selbst amtierte sein lebelang in verschiedenen Kanzlisten- und Sekretärstellen herum, die er bald aus äußeren Umständen, bald durch eigenes Verschulden wieder verlor. So war er bei der Reichsbank, beim Manufakturkontor, bei der Zolldirektion, bis dem Sechszunddreißigjährigen der König Gustaf III, ein persönlicher Verehrer des Wellmanschen Geistes, durch einen Lotteriesekretärsposten eine Einkünfte und außerdem durch eine Pension einen bescheidenen, aber gesicherten Unterhalt für sein Leben und damit für seine Dichtung verschaffte. Erst in seinen letzten drei Jahren, um die Wellman den König überlebte, scheint er wirklich die bittere Not kennen gelernt zu haben. Der neue König entzog ihm die Pension, und Wellman, der mittlerweile (1777) eine Familie gegründet hatte, vom Trunk und lustigen Leben körperlich und seelisch zerrüttet war, mußte noch wenige Monate vor seinem Tode ins Schuldgefängnis wandern. Durch gute Freunde daraus befreit, wurde er bald von der Schwindsucht aufs Krankenbett geworfen, von dem er nicht mehr aufstand. In diesen Jahren, ja lange vorher, war aber sein poetisches Gestirn schon im Niedergang gewesen.

Diese Angaben stehen auch hier, um der bürgerlich-romantischen Legende entgegenzutreten, die sich gern des Falles Wellman bedient hat und fürder bedienen wird: als könnte das künstlerische Genie gewissermaßen vermöge seines überirdischen inneren Reichtums aus der Luft wachsen und von ihr leben. Wir haben gesehen, daß mehrere Generationen in zunehmendem Bürgerwohlstand voraufgehen mußten, bevor der Enkel, allerdings auf Kosten eines zerstörten Lebens, seinem Volke das werden konnte, was er geworden ist. Er selbst hat zudem an seinen kleinen Ämtern, an gutstuierten Freunden und dem protegierenden König fast sein ganzes Leben einen dauernden, wenn auch nicht starken ökonomischen Rückhalt gehabt. Den Menschen Wellman mit den Gestalten seiner Dichtung, besonders denen von „Fredmans Episteln“ zu identifizieren, ist ein unmögliches Verfahren, das auch in der neueren schwedischen Forschung seines Lebens keinen Platz mehr findet. Ein gesellschaftlicher Paria an der untersten Grenze der Existenzmöglichkeit aus dem Fredmankreise, der seine Tage von Bettelstümpfen fristet, das Tageslicht nur durch den Flaschenboden sieht und im Rinnstein Nachtquartier hält, konnte nicht diese vom frischen Leben erfüllten, von kunstförmigerem Gefühl gemästerten Lieder vollbringen. Gewiß hat Wellman andererseits nie auf die Dauer sich irdischen Uebersflusses erfreut. Seine eigene Schuld an einer ewigen Geldklemme ist erwiesen; denn er war von seinen ersten selbständigen Tagen an bis zum Grabe ein unverbesserlicher Leichtfuß. Aber gerade darin, mit den sympathischen wie den verhängnisvollen Seiten eines solchen Charakters, war er das echte Kind seiner Zeit, war er überhaupt der echte Sohn des ober-schwedischen Bodens, wie er heute noch lebt und in Wellmans Liedern sich wiedererkennt. Wellmans Auftreten fiel in das Ende einer Epoche, die die von Gustaf Adolf bis zu Karl XII. reichende „Großmachtszeit“ ablöste und ihrerseits von dem „aufgeklärten Despotismus“ Gustafs III. verdrängt wurde. Diese Zwischenzeit, die merkwürdigerweise die „Freiheitszeit“ hieß, war charakterisiert durch eine völlige Ohnmacht der Krone, eine fast absolute Herrschaft des Ständetags, kriegerische und schutzpolnerische Politik nach außen, Parteiwirtschaft im Innern bei völlig zerrüttetem Finanz- und Kreditwesen und gleichzeitiger Korruption der Regierenden durch die ausländischen Höfe. Das Gesellschaftsleben der oberen Klassen war dem gleichzeitigen in Frankreich vor der Revolution durchaus verwandt, milde ausgedrückt: ein frivoles In-den-Tage-Gemeinleben. Bälle und Maskeraden, bösserische Gastereien und schmutzige Liebesaffären bildeten das ununterbrochene tägliche Amüsement dieser politischen Bankrotteure, — kein Wunder, daß auch schließlich Bürger und Beamte mit in den Strudel gezogen wurden, daß auch der Sekretär Wellman an dem lustigen Leben seinen Anteil nahm. Der Erfolg war, daß er bereits mit 23 Jahren zu jener Flucht nach Norwegen vor seinen Gläubigern gezwungen war und bis an sein Ende vor diesen, bei seinesgleichen ständigen Plagegeistern keine Ruhe finden sollte.

Nichts anderes als die Erlebnisse, genauer: die Beobachtungen seiner allzuvielen wilden Kaufschlage geben den Stoff ab zu seinem klassischen Hauptwerk, den Episteln. Es ist nicht unerheblich, daß Wellman aus einem Hause kam, das sich dem herrschenden Zeitgeist, den Aufklärungsideen und dem leichtsinnigen Lebensgenuß, durchaus verschloß und vielmehr den düsteren Grundfäden des Pietismus anhing. Von einer solchen strengeren Befinnung zeugen auch die ersten poetischen Versuche Karl Michaels, die bis ins Jahr 1757 zurückgehen: etwa Moralsatiren, die er gegen die Weltlust der jungen Damen richtet, religiöse Dichtungen, Gelegenheitspoeme im herrschenden akademischen Stile. Aber wie gewöhnlich: gerade die Abkehr von der Weltlust, wie sie ihn das Elternhaus lehrte, ließ ihn um so früheren Bewußtsein an der verbotenen Frucht finden. Aus dem Saulus wird ein Paulus des Weiß-Wein-Gesangs-Evangeliums. Die bürgerliche Emanzipation bahnte sich damals allenthalben in Europa durch Stiftung geheimer humanitärer Ordens-

gesellschaften, nach dem Vorbilde der Freimaurer an, hier wird ein parodistischer Bacchusorden gegründet, dessen Seele Wellman ist, der seine Ordenskapitel abhält und Rittschläge an bewährte Bacchusdiener erteilt. Patriarchen des alten Testaments werden mit wohlwollendem Spott als Vorbilder der Trunkseligkeit, ihre Töchter als solche der Fleischeslust besungen. Und der Apostel des neuen Sauf- und Buhledangelioms richtet, gleich Paulus, an seine lieben Brüder und Schwestern lebhaftes Episteln unter der Maske des „berühmten Uhrmachers ohne Uhr, Werkstatt und Geschäft“ Fredman.

Wie der Apostel und Wortführer Fredman, so sind auch die anderen Figuren der „Episteln“ rettungslos gealterte Existenzen. Da marschieren an der Spitze der Korporal Wollberg, ein letzter Nachläufer der stolzen Großmachtszeit, der einst ein Haus betah, dann eine Zeitlang Fabrikant war, dann Reiter ohne Haus, Pferd und Schabrade und schließlich Tanzmeister“ und der Artilleriekonstabler Noviz, ein weiches Gemüt, mit echten musikalischen und malerischen Fertigkeiten. Da sind die Stadtmuffig Berg und Bergström, Winkelabbolaten und Tröbler, Zoll- und Steuerbeamte, entgleiste Handwerker und Bummler recht und schlecht — alle finden sie sich beim Brantwein und beim Hopser zusammen. Und um sie wogt das Heer der Krugwirte und Wirtinnen mit ihren gefälligen Mädchen, den „Nymphen“, deren am meisten umworbene die urwüchsig reizvolle Ulla Winblad ist. Eine ganze Ortskunde des alten Stockholm wird uns gegeben, namentlich im Hinblick auf die zahlreichen Belustigungsstellen: die schmutzige, winklige Altstadtinsel mit ihrem Hafenge triebe und dem Seemannsvoll, die hochgelegene feste Südstadt (auf der auch Wellmans Geburtshaus stand), die anwachsende Nordstadt, landeinwärts den Mälarsstrom hinauf die ländlichen Ausflugsplätze und nach der See hin der idyllische Tiergarten, das eigentliche Wellmanparadies, in dem noch heute alljährlich mit Sang und Aufzügen das Wellmanfest gefeiert wird. Und in den Schicksalen dieser von Rot und Lebenslust zusammengewürfelten Schar spiegelt sich ein ganzes großes Dasein, zwischen Geburt und Tod und allem Auf und Ab. Ulla, die Nymphe, geneßt eines Kindes. Wollberg bietet zum Kindelbier auf und zum Totenschmaus, oder er führt seinem Kameraden die Leichenparade. Einer nach dem anderen wandt dem Grabe zu. Noviz ist von der Schwindsucht ergriffen, zwei seiner Liebsten muß er verlieren, die braven Krugmütter müssen dran glauben wie die unseligen Beckumpans selbst. Nach Ulla, die die Stromfahrten der Wände, als Venus auf den Wellen, verschönt, strecken die Bittler ihre Arme aus und speidieren sie ins Spinnhaus. Im Dirnenquartier bricht ein nächtlicher Brand aus. Wollberg steht auf Posten, Noviz wird von Ulla im Artillerielager besucht, Gerichtsungen und Bierbandpolitik, Regels- und Kartenspiel, Schlitten- und Stromfahrten werden nun nacheinander vorgeführt. Den Hauptanteil der Episteln bestreitet jedoch das Krugleben mit wildem Lachen, Musik und Tanz, feiler Liebe und den unvermeidlichen Schlägereien. Aber über diesen Menschen und ihren engen Schicksalen leuchten eine freie Natur und eine idyllische Landschaft als Erlösung.

Wellmans ursprünglicher Plan, dieses sein Evangelium einer sorglos-unbekümmerten Lebensbejahung in Form von parodierten Bibel-episteln zu verkünden, ist nur in den ersten Stücken der 82 umfassenden Sammlung durchgeführt. Mag man die übrigen Gedichte als lyrisch, episch oder auch dramatisch bezeichnen, es trifft doch nicht ihren Kern, wenn es auch wiederum nicht immer ganz unrichtig ist. Die Form ist eben Wellmans und darin so einzigartig, wie seine Erscheinung selbst in der Weltliteratur. Er hat dem Ganzen, wie einem Drama, ein Personenverzeichnis vorausgesetzt, jedoch ein spähhaft kommentierendes, und deutet damit eigentlich nur an, daß die Figuren — besonders Wollberg, Noviz, Vater Berg und Ulla als Schauspieler — durch das ganze Buch gehen. Fredman aber, Wellmans zweites Ich, ist es, der in fast allen Liedern das Wort führt. Wald spricht er, stets Jünger und Glas zur Hand, zu allen, bald führt er mit einigen Beschereden oder berichtet von ihren Abenteuern; seltener kommen die anderen ausschließlich zu Wort. Man ist also eigentlich stets, dank einer direkten Rede, mitten in der Situation. Zur Betrachtbarkeit findet Fredman wenig Zeit und Gelegenheit, obwohl gerade dieser Gattung einige der schönsten Stücke angehören („Selbstgespräch, als Fredman vorm Krüge Kriechhinein lag, in einer Sommernacht 1768“ oder seinen „Letzten Gedanken“), wie auch die schwärmenden Liebeslegien spärlicher sind, als die zupadenden Verherrlichungen des Augenblicks.

Wellman ist seinerzeit kein Ideenfinder gewesen. Er eignete sich vorhandene Formen und Inhalte an und bildete sie aus, seinem eigenen überschäumenden Temperamente gemäß, um. Ebenso wie er parteilos zwischen den allesbewegenden Kämpfen der Reichstagsparteien, der sogenannten „Hüte“ und „Nügen“ stand, so konnte er, der Sohn des Mittelstandes, seine poetischen Stoffe in der Tiefe des Volkes suchen und andererseits für seine Dichtungen bei Hofe und in angesehenen Bürgerhäusern die begehrteste Verehrung finden. Wellmans dichterische Kraft und Bedeutung, sowohl für seine Zeit wie für die Gegenwart, liegt in einem grandiosen Darstellungsvermögen, und zwar erzielt er seine stärksten Wirkungen durch einen blutvollen Realismus und das Instrument einer biegsamen Sprache, das den leisen Intentionen seines Meisters gehorcht und über jeden Ton menschlichen Gefühls mit gleichem Wohlklang verfügt. Nicht das allein aber ist sein Realismus, daß Wellman nur Stockholm

und Umgebung darstellt, weil er diesen Fleck Erde einzig aus eigener Anschauung kannte, daß die Figuren der Episteln, von Fredman angefangen, in damaligen Stockholmer Originalen lebhaftig und unter denselben Namen existierten; sondern vor allem das, daß er seine Figuren, ihre Freuden und Nöte, selbst in den wildesten und gewagtesten Augenblicken ernst nimmt (was eine humoristische Behandlung nicht ausschließt), so ernst wie Realitäten von Fleisch und Blut, daß er mit ihnen, in ihnen lebt und stets mitten in der lebendigsten Situation mit ihnen ist, daß er mit der (verfälschten) Sprache des Alltags so tiefe dichterische Wirkung zu üben vermag und daß er schließlich in den Schicksalen dieser Schiffbrüchigen so viel von allgemein menschlichen Geschehnissen aufzudecken und zu besingen weiß, daß die ganze Nation seiner Zither lauscht.

Denn Bellmans Gedichte werden gesungen. Melodien, die ihm aus französischen Chançons, aus deutschen oder schwedischen Liedern, aus Opern und Operetten zuflatterten, hat er geschickt zurechtgestutzt und mit bewundernswertem Stilgefühl seinen Texten untergeleitet. Und er selbst ist auch der erste und vielleicht glänzendste Dolmetsch seiner Lieder gewesen, die er mit Zitherbegleitung vortrug. Er soll gleichzeitig große mimische Fähigkeiten besessen haben, die ihm für die Wiedergabe der in den Episteln durcheinanderwirbelnden Stimmen und Gestalten zugute kamen, und sogar mit der Stimme die verschiedenen Musikinstrumente täuschend nachgeahmt haben. Dagegen ist die oft verbreitete Mitteilung, er habe die meisten seiner Lieder im frohen Kreise improvisiert, mit großer Vorsicht aufzunehmen; daß er eins oder das andere in einer ersten Fassung improvisiert hat, wäre möglich, daß es aber, wie alle anderen, die letzte Feile am Schreibstift erhalten hat, ergibt sich bei genauerer Betrachtung dieser polierten und kunstvoll durchgeführten Gebilde sofort.

Bellmans Lieder wurden bei ihrem Bekanntwerden sofort in unzähligen von Flugblättern überall im Lande verbreitet und gelesen. Als Buch erschienen „Fredmans Episteln“ aber erst 1700. Jetzt hat — nach mißlungenen Versuchen früherer — Hans von Gumpenbergs eine Uebersetzung Bellmanscher Gedichte gewagt. Die Zahl der in seiner sehr beachtenswerten „Schwedischen Dicht“ (München, Egid u. Co.) zuerst gedruckten Bellman-Uebersetzungen aus den „Episteln“ und aus der weniger wertvollen Sammlung „Fredmans Lieder“ hat er jetzt mehr als verdreifacht („Bellman-Brevier“, München, Albert Langen) und man muß anerkennen, daß er bei höchstem Respekt vor dem Original Resultate erzielt hat, die auch als deutsche Sprachschöpferische Leistungen ihren selbständigen Wert beweisen. Demgegenüber hat die gleichzeitige Arbeit Felix Niedners („Fredmans Episteln“, Jena 1909, Eugen Diederichs) lediglich den Vorzug der Vollständigkeit, indem sie sämtliche 82 Episteln verdeutscht. Sonst charakterisiert dieser Uebersetzungsversuch seinen Autor ebenso wie es schon seine Bellmanbiographie von 1905 als einen fleißigen und pietätvollen Gelehrten, bei dem aber ein größeres künstlerisches Gefühl in Auffassung und Wiedergabe zumeist vergeblich gesucht wird. A. F. O.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Gesunder und krankhafter Fettansatz. Ein gewisser Grad von Fettansatz gehört von Natur zu einem gesunden Körper, während ein Zuviel davon nicht nur mit Recht als ungesund betrachtet wird, sondern auch die Gesundheit beeinträchtigt. Besonders zu betrachten sind die unmittelbar als krankhaft erscheinenden Fettansammlungen in der Form von Geschwulsten, die in der Wissenschaft als Lipome bezeichnet werden und zuweilen eine ungeheure Größe erreichen. Sie können dann dem ganzen übrigen Körper das Fett entziehen, so daß dieser geradezu einem Zustand der Abzehrung und Erschöpfung verfällt. Da noch manche Frage über die Entstehung und Bedeutung solcher Gebilde ungelöst geblieben ist, kann ein Vergleich mit ähnlichen Erscheinungen im Tierreich als belehrend herangezogen werden. Es gibt viele Tiere, die in ganz normalem Zustande örtliche Fettansammlungen besitzen, die aber gewissermaßen als Reserve herangezogen werden, wenn der übrige Körper an Fettmangel zu leiden beginnt. Das bekannteste Beispiel ist der Höcker des Kamels, der durchaus dem entspricht, was man bei einem Menschen krankhafte Fettgeschwulst nennen würde, nur daß er eben zu dem gewöhnlichen Gesunde des Körpers jenes Tieres gehört. Hat ein Kamel eine lange und anstrengende Wüstenreise hinter sich, so ist der Höcker schlaff geworden, weil er eben den übrigen Körper zum Teil hat ernähren müssen. Der Höcker des Kamels besteht ausschließlich aus Fett, der kleinere der indischen Kinder oder Jabus aus Fett und Muskeln. Auch in diesem zweiten Fall dient der Höcker zur Aufspeicherung von Nährstoffen für den Bedarf in der Not. Dasselbe ist von der fettigen, der Form nach als Mißbildung erscheinenden Eigentümlichkeit der Fettschwanzhaie zu sagen und auch von den Fettansammlungen anderer Schafe, die sich auf den hinteren Teil des Rumpfes erstrecken. Diese haben übrigens geradezu eine Parallele bei einigen Menschenrassen. Die ungesunden und für

unseren Geschmack fast unanständig erscheinenden Figuren der Buschleute und Pottentotten sind aus Bildern und Schaustellungen bekannt genug. Es geht diesen Naturmenschen mit ihren Fettpolstern ganz ebenso wie dem Kamel mit seinem Höcker, indem auch bei jenen die betreffenden Körperteile erschlaffen, wenn das Ganze Hunger leidet. Die Erscheinung muß auch im Menschengeschlecht noch viel weiter verbreitet gewesen sein, denn schon in der ältesten ägyptischen Kunst finden sich Darstellungen von Leuten, die eine ähnliche unglückliche Figur machen wie die heutigen Buschmänner. Man hat daraus den für die Geschichte der Befiedelung der Erde wichtigen Schluß gezogen, daß die Vorfahren der Buschmänner aus dem Nilal bis nach dem äußersten Süden von Afrika gewandert beziehungsweise gedrängt worden sind. Ein weiterer bedeutsamer Umstand liegt in der Tatsache, daß viele Tiere vor der Winterzeit Fettansammlungen gewinnen, die sich namentlich in der Gegend des Nackens bilden und während der ungünstigen Jahreszeit zugunsten des ganzen Körpers aufgebraucht werden. Eine dementsprechende Erscheinung beim Menschen ist zweifellos krankhaft und findet sich namentlich häufig bei Gletsins. Eine interessante Eigenheit stellen endlich die Hausbader der Säuglinge dar, die ohne Zweifel eine besondere Aufgabe zu erfüllen haben. Sie verhindern nämlich, daß beim Säugen die Bäder zwischen die Kinnladen gerät. Bei gesunden Kindern verdrängen sie denn auch bald nach Beendigung des Säuglingsalters.

Astronomisches.

Der Halleysche Komet an der Lid-Sternwarte. Die berühmte Lid-Sternwarte, die mit den größten und schärfsten Instrumenten in der klaren Luft des westamerikanischen Gebietes arbeitet, hat begreiflicherweise besonders günstige Gelegenheiten zur Beobachtung der Kometen gehabt und pflichtmäßig ausgenutzt. Dabei sind einige einzigartige Erfolge erzielt worden. Nach dem jetzt erstatteten Bericht wurde der Halleysche Komet dort zum ersten Male am 11. Dezember auf einer photographischen Platte erbalcht. Auf den Platten von diesen und den beiden folgenden Tagen erschienen die sogenannte Koma (die den Kern umgebende glänzende Hülle) und schwache Spuren eines kegelförmigen Schweifes. Wenn in Rechnung gezogen wird, daß die gegenseitige Stellung von Sonne, Erde und Komet damals recht ungünstig war, so muß der Schweif schon in jener Zeit eine beträchtliche Länge besessen haben. Auf einer Photographie vom 28. Januar hatte er eine Länge von fast einem Grad gewonnen. Eine weitere schöne Aufnahme wurde dann durch Vermittlung des gewaltigen Spiegelfernrohrs am 5. Februar erzielt. Sie zeigte einen sehr schönen, scharfen, sternähnlichen Kern, dessen Durchmesser freilich weniger als fünf Bogensekunden betrug, und den Schweif als einen schmalen Kegel von scharfer Begrenzung. Am 10. und 11. Februar offenbarte sich eine ganz andere Form des Schweifs. Statt des mit seiner Spitze auf dem Kern stehenden Kegels stellte sich nun ein Schweif mit mehreren zarten Streifen dar, die von dem Kopf aus strahlten. Die beiden längsten Streifen, die bis auf 20 Minuten vom Kern aus verfolgt werden konnten, hatten einen geraden Verlauf, der südlichste war gebogen. Dieselben Veränderungen des Schweifs wurden auch durch die Photographien mit anderen Instrumenten festgestellt, wo die Länge der Streifen sogar bis zu 40 Minuten sichtbar wurde. Ohne Zweifel hat demnach der Halleysche Komet während der ersten Woche des Februar einen plötzlichen Ausbruch in der Strahlung des Kernes erfahren.

Auch dem sogenannten Tageslichtkometen, dem überraschenden Himmelsgeschehnis des Januar, hat die Lid-Sternwarte selbstverständlich eine sorgsame Pflege zugewandt. Von besonderem Interesse sind ihre Aufnahmen des Kometenspektrums, die allem überlegen zu sein scheinen, was auf anderen Sternwarten in dieser Beziehung geleistet wurde. Das Spektrum konnte bei vollem Tageslicht beobachtet werden. Sein rotes Ende war erheblich heller und stärker ausgeprägt als das vom Himmelsgewölbe wiedergestrahlte Sonnenspektrum. Im übrigen war die Uebereinstimmung beider vollkommen, woraus mit Sicherheit hervorgeht, daß der Komet nur das empfangene Sonnenlicht zurückwirft und kein eigenes Licht besitzt. In dem Kopf des Kometen wurden die berühmtesten Streifen gefunden, die auf die Anwesenheit von Cyanverbindungen deuten. Im Schweif aber fehlten diese vollkommen. Eine ganz einzigartige Wahrnehmung, die bisher noch niemals gemacht worden ist, bestand in dem Versuch, die Geschwindigkeit in der Verschiebung der dunklen Linien des Spektrums zu messen. Dazu eignete sich nur die besonders starke Natriumlinie. Eine solche Messung ist deswegen von hervorragender Bedeutung, weil sie die Möglichkeit gibt, die Geschwindigkeit des Kometen unmittelbar festzustellen. Man hat auf diesem Wege jetzt zum ersten Male durch direkte Beobachtung ermittelt, daß sich der Komet in jener Zeit mit einer Geschwindigkeit von 68 Kilometern in der Sekunde von der Erde entfernte. Die Genauigkeit dieser Zahl ist so groß, daß ein Fehler von höchstens 2 oder 3 Kilometern möglich ist. Allerdings bräckt sie nicht die Bewegung des Kometen in seiner Bahn allein aus, sondern gleichzeitig die Geschwindigkeit, mit der die Natriumdämpfe von dem Kern des Kometen ausgeschleudert werden.